

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 1.

Posen, den 1. Januar 1928.

2. Jahrg

Hans Friedrich Blund.

Aufwärts.

Dunkler Herkunft und gezeitumschlossen
Wandeln wie durch dieses Leben
Dumpsen Strebens. Bis vom Geist gesprengt,
Was um uns als Leib gegossen.

Was dann kommt, ein Sturz, ein weißes Bangen,
Oder auch ein göttliches Leuchten,
Stufe auf, Stuf' ab? Wie schreiten wartend,
Schreiten fernzu auf ein Zielverlangen.

Sieh, wie alle sind ein Weg zu Göttern,
Die dem immer Unerkannten
Näher fahren, und vielleicht ist Tod
Ein Erwachen unter ihren Wekttern.

Eine Neujahrs-geschichte aus der Seitenstraße.

Von Paul Levin.

Der alte Jakob Fröbel rüdte ärgerlich mit seinem Stuhl. Es war ein sehr wackeliger Lehnstuhl, der eigentlich nicht viel tragen konnte. Das eine Bein saß sogar lose und stand nur darum fest, weil es sich im Laufe der Jahre in all den Staub hineingeböhrt hatte, der auf dem Fußboden lag. In Fröbels Buchständer wurde nur selten reingemacht. Dann man etwa in einem solchen Laden reinmachen, in dem sich die alten Bücher bis unter die Decke türmen? Darf man etwa solche Bücher anrühren, und ist Staub eigentlich genant, wenn er ruhig liegen darf?

So war es schon zu den Zeiten gewesen, als Jakob Fröbels Vater lebte, und als der Vater starb, veränderten sich die Verhältnisse nur insofern, daß es nunmehr Jakob war, der im Lehnstuhl saß und die Nase ins Buch steckte. Jakob hatte fast die 60 erreicht, hatte Gicht und erhob sich nur ungern von seinem alten Lehnstuhl.

Viele Kunden kamen gerade nicht, und das war auch gar nicht erforderlich. Jakob Fröbel hatte Geld genug, um die Notdurft des Lebens zu bedenken.

Er liebte, zu lesen, und das hatte sein Vater auch getan, aber der hatte auch die nötige Ruhe dazu gehabt, denn damals waren sie ja zu zweit. Es war doch recht beschwerlich, allein zu sein. Es geschah nämlich sehr oft, daß, wenn Fröbel in irgendein Buch vertieft saß, und ein Student auftauchte, der seine Lehrbücher verkaufen wollte, oder sonst wer erschien, der auf Jagd nach Okkasionen war, daß der alte Jakob mürrisch raunte und nicht von seinem Buch aufsehen wollte. „Nein, danke, ich kaufe heute keine Bücher“ oder „Ich habe nichts Passendes für Sie“ oder „Nein, da müssen Sie schon warten, bis das Fenster neu dekoriert wird...“ Das Fenster wurde aber sehr selten „neu dekoriert“.

Fröbel saß gerade so gemütlich in seinem Stuhl und las die Briefe eines alten Dichters und Philosophen, der in seiner Jugend die Schwesster des Dichters Dehleschläger, die verheiratet war, unglücklich liebte. Ja — das war wirklich eine feine, distinguierte Gesellschaft, in der man sich besand, wie reizend schrieb doch die schöne Sophie an den unglücklich Liebenden... Jakob Fröbel kannte alle die unglücklichen Leidenschaften, all die verzweifeltsten Liebesgeschichten der Geisteswelt. Er selbst war auch einmal unglücklich verliebt gewesen, aber diese unglückliche Liebe hatte sich nicht in Roesie umgesetzt, erstens, weil er kein Talent zum Fabulieren hatte, und zweitens, weil er es nie gewagt hatte, seine Liebe auch nur anzudeuten, weswegen er auch nicht die Abgabe erhalten hatte, die nun mal dazu erforderlich war, um schöpferisch produktiv zu werden...

Als er gerade so meditierte, ging die Tür auf. Wieder eine Störung. War es denn nicht genug mit dem verdamnten Durcheinander auf der Straße, der ihm ewig das Licht nahm, während er

halbe Tage vor seinem Schaufenster zubrachte. Fröbel nahm langsam seine Lesebrille ab und schob die Sehbrille auf die Nase. Er erhob sich umständlich.

„Was soll's denn fern?“

Als er näher kam, sah er, daß es nur ein Student war, der seine Miße verlegen von einer Hand in die andere nahm.

„Ja — ich wollte gern fragen... ich habe im Fenster gesehen... daß“ Fröbel warf einen flüchtigen Blick ins Fenster.

„Ach — Sie sind es, der da immer...“

„Ja. Ich habe gesehen, daß Sie viele alte und seltene Bücher haben!“

„Hm,“ sagte Fröbel maliziös, „das haben Sie also nach so langem Herumstehen entdeckt!“

„Entschuldigen Sie, bitte!“

„Ja, angenehm ist das gerade nicht, daß Sie mir immer das Licht nehmen, was möchten Sie denn sonst...?“

„Ich möchte gern ein altes Buch kaufen! Ein schönes altes Buch!“

„Schön?“

Fröbel betrachtete den Burschen. Er war bleich und mager, sah verfloren aus — aber er sagte das „Schön“ mit einer merkwürdig warmen Stimme.

„Ich möchte gern Dehleschlägers „Gebichte von 1803“...“

„Ja — das ist auch wahrlich eines unserer schönsten Gebichte-bücher... allein das Titelblatt mit dem Bild von Goethe, was? Haben Sie dieses Buch auch aus ganz feinem Papier, mit unbeschrittenem Rand, in rotem, fein benarbartem marokkanischen Leder mit Goldornamenten versehen? Was?“ Fröbel sprach schneller und schneller.

„Nein, nein...“ stammelte der blasse Student.

„Dann sollen Sie das Buch mal sehen.“

Fröbel verschwand irgendwo im Hintergrund, wo eine alte Schatulle stand. „Hier liegen nämlich die Schätze!“

„Ja,“ — der Student sagte dieses „Ja“ mit einem verzweifelt aufgebundenen Geizzer und streckte die Hand nach dem Buch aus. Dann ließ er seine feinen Hände über den Rücken des Buches gleiten, blätterte vorsichtig darin, während das Buch in seiner leicht gekrümmten Linken wie in einer Wiege lag. Fröbel studierte ihn ganz genau, und ihm gefiel die Art, wie der Bursche das Buch durchblätterte.

„Sie lieben Bücher, junger Mann!“

„Ja.“

„Sie lieben seltene Bücher!“

„Ja, außerordentlich.“ — — —

„Das Buch ist wohl sehr teuer?“

„Teuer — oder es hat gar keinen Preis. Während des Krieges bot man mir 100 Kronen dafür — das war aber ein Aufkäufer — und denen gebe ich schon gar nichts.“

„Hundert Kronen —“ Der Student legte das Buch hin und stürzte aus dem Laden.

*

Am nächsten Tage stand er wieder da.

„Was nun?“ fragte Fröbel. „Ich sitze hier und lese die Briefe des unglücklichen Dichters, der Sophie Dehleschläger liebte, ich habe keine Zeit!“

„Nein, natürlich nicht, aber wieviel kostet das Buch jetzt, wo wir keinen Krieg haben?“

„Sammeln Sie?“

„Nein — aber es soll ein Geschenk sein.“

„Für jemanden, der sammelt?“

„Nein!“

„Ja — ich muß wirklich wissen, wo das Buch bleibt...“

„Das verstehe ich recht gut, entschuldigen...“

Wieder lief er hinaus.

Die Sache fing an, den alten Fröbel zu interessieren. Er sah wirklich ehrlich aus, dieser bleiche, unterernährte Student. Entbehungen und Unglück hatten ihm ihren Stempel aufgedrückt, solche Menschen machte Fröbel. Alle Dichter mit einer unglücklichen Liebe waren ja Studenten gewesen, selbst der Märchendichter Andersen verdankte seiner unglücklichen Liebe die schönsten Gedichte...
Nach einigen Tagen erschien der Student wieder. Fröbel kam ihm freundlich entgegen. „Werden Sie von jemandem geschickt?“

„Nein, nein, das Buch ist für ein junges Mädchen.“

„Was soll die damit?“

„Ja — das ist, weil ich ihr immer daraus vorgelesen habe...“

„Na — und?“

„Dann verslobten wir uns!“

Fröbel wartet sich in seinen Sessel zurück. „Ja, warum auch Bücher können ja auf verschiedene Art mißbraucht werden! Der Student hörte nichts.

„Und jetzt? Lesen Sie ihr noch vor?“

„Nein — in dem Pensionat, wo sie wohnt, sind so viele junge Schen . . . ich wollte ihr das Buch nur zu Weihnachten schicken, sie zu erinnern . . .“

Fröbel sah ihn warm an. Ja, er war unglücklich. Abgean. Vorlesen. Vielleicht schrieb er auch Verse. Er nahm das Buch gab es ihm:

„Sie sollen es für 50 Kronen haben, zahlen Sie 10 Kronen und den Rest können Sie nach Belieben abzahlen. Sie sind unglücklicher und ehrlicher junger Mann . . .“

Eines Tages zwischen Weihnachten und Neujahr wurde die Tür aufgerissen. Den stillen Bücherkeller füllten Stimmen Gelächter. Fröbel fuhr etwas erschreckt aus seinem Stuhl. Im Halbdunkel konnte er nicht unterscheiden, wieviele lästige er es waren.

„Was ist denn?“

Schließlich konnte er die Personen unterscheiden. Es waren ein junges Mädchen und ein junger Mann, die sich gegenseitig schwägend ins Wort fielen . . . „Laß mich“ . . . „Nein, laß . . . ach, er wird dich nur bemogeln“ . . . „sei doch schon

„Was wünschen Sie denn eigentlich?“

Das junge Mädchen trat an den Tisch heran.

„Wieviel geben Sie für dieses Buch; es ist sehr fein!“

„Sein — fein — darf ich mal sehn?“

Fröbel nahm das Buch. Es war sein eigenes Prachtexemplar Ahlenflägers Gedichten . . .

„Wollen Sie — wollen Sie es verkaufen?“

„Ja — kaufen Sie nicht alle Bücher?“

„Gewiß!“

Er betrachtete sie. Sie war elegant gekleidet, hatte kurzmittleres Haar . . . schreiendrote Lippen . . . so sah sie ihn nicht aus, die man „damals“ liebte . . .

„Ja, aber da steht ja ein Vers!“

„Ach, es ist nur ein Student, der ihn hineinschrieb!“

„Ja — aber das darf man nicht, das verringert das Buch im Wert.“

„Das Ramel,“ sagte der junge Mann.

„Ich kann nur 25 Kronen dafür geben,“ erwiderte Fröbel.

„Danke,“ sagte die Dame.

„Sagen wir 30,“ sagte der junge Ges.

Fröbel legte das Geld hin.

„Immer genug für einen Abend,“ meinte der Daffe, indem sie die Treppe hinaufgingen.

Fröbel stand da und starrte auf den Vers: „Selten ist das alte Buch . . .“ Sehr gut — aber er würde noch besser dichten können, wenn er erführe, wo das Buch geendet. Er legte es ins Schaufenster, mitten ins Licht.

Am 31. Dezember besah Fröbel in seine gewöhnlichen Neujahrsgebanten. Auf einmal stand er im Laden. Der Student. Wie sah er elend aus.

Er stierte Fröbel an, und dieser ihn

„Das Buch . . .“

Fröbel nickte . . .

„Sie hat es verkauft . . .“

„Ja.“

Es wurde ganz still.

Der Student fiel schluchzend über den Ladentisch.

„So — so,“ Fröbel klopfte ihm sanft auf die Schulter, „hören Sie nur, was ich sage — ich kenne das alles — denselben Weg seid Ihr alle gegangen — und jetzt werden Sie schöne Gedichte schreiben können.“

„Verkauft — verkauft!“ jammerte der Student.

„Ja — für 25 Kronen. Aber — was meinen Sie dazu, wenn Sie nun bei mir bleiben. Die Kammer meines Vaters steht leer. Sie könnten mir so schön helfen, zu essen werden wir beide haben, und mich stört dann niemand beim Lesen, und wenn ich die letzte Seite gewendet habe . . . dann . . . ja, dann ist der alte Stuhl Ihr Eigentum . . .“

Wie war es jetzt mit einemal gemüthlich. Nicht mehr allein zu sein. Und draußen das alte Jahr in prächtlichem Schilderwetter und Dunkelheit, und ein neues fing an, wie das alte geendet hatte . . .

Copyright by Carl Dancker Verlag, Berlin W. 62.

Der Seewolf.

Von Jack London.

Kortfegung.

(Nachdruck verboten.)

„Ja, ich hab' es gesehen,“ erwiderte Wolf Larsen. Er maß die Entfernung zur Nebelbank und blieb in Augenblick stehen, um die Stärke des Windes an der Backe zu fühlen. „Ich denke, wir schaffen es. Aber können sich darauf verlassen, daß mein teurer Bruder auf die Sprünge gekommen ist, und gerade auf uns steht. Schauen Sie nur!“

Der Rauchsleed wuchs plötzlich und war sehr schwarz. Als wir beilegten, löste sich der scheinbare Wirr. Die Boote verteilten sich auf beide Seiten, und Leute kamen gleichzeitig an Bord. Sobald die Gegebenen über die Reling geklettert waren, wurden sie unseren Jägern in die Back geschafft, während die Matrosen die Boote einholten, sie in wirrem echeinander auf Deck fallen ließen, und sich nicht einzeln Zeit nahmen, sie festzufahren. Wir waren schon in der Fahrt; als das letzte Boot aus dem Wasser gezogen wurde und über die Reling schwang, waren bereits Segel gesetzt.

Eile tat denn auch not. Die „Macedonia“, deren rot schwärzester Rauch ausstieß, kam aus Nordwest angejagt. Ohne die Boote, die ihr geblieben waren, beachten, hatte sie ihren Kurs so gesetzt, daß sie uns holen mußte. Wir mußten uns gerade am Rande der Nebelbank treffen. Dort oder nirgends konnte die „Macedonia“ hoffen, uns zu fangen. Die einzige Rettung der „Ghast“ wiederum war, diesen Punkt vor der „Macedonia“ zu erreichen.

Wolf Larsen steuerte. Seine Augen funkelten und zuckten, während sie von einem zum anderen sprangen. Er durchforschte die See in Luv nach Anzeichen, ob der Wind sich legte oder aufrückte, bald blickte er nach der „Macedonia“, dann wieder schweiften seine Augen über die Segel, und er gab Befehl, hier eine Leine zu kerkern, dort eine anzuziehen, bis er aus der „Ghast“

alles herausholte, was sie zu leisten vermochte. Aller Streit, aller Groll waren vergessen, und ich war erstauht über die Bereitwilligkeit, mit der die Mannschaft, die so lange seine Brutalität erduldet hatte, jetzt seine Befehle ausführte.

„Halt lieber eure Gewehre, Jungs,“ rief Wolf Larsen unseren Jägern zu, und die fünf Mann stellten sich, die Büchsen in der Hand, an die Leereling und warteten.

Die „Macedonia“ war jetzt nur noch eine Meile entfernt, aber die Nebelbank war jetzt ganz nahe. Ein Rauchballen löste sich vom Deck der „Macedonia“. Wir hörten einen schweren Knall und in unserem Großsegel zeigte sich ein rundes Loch. Sie schossen auf uns mit einer der kleinen Kanonen, die sie dem Gerücht nach an Bord hatten. Unsere Leute, die mittschiffs in einem Haufen zusammenstanden, schwangen die Mützen und erhoben ein Hohngeschrei. Wieder ein großer Rauchballen und ein lauter Knall. Diesmal ging die Kugel nicht mehr als zwanzig Fuß achtern vorbei.

Mit Gewehren wurde nicht geschossen aus dem einfachen Grunde, weil alle Jäger der „Macedonia“ entweder in den Booten oder unsere Gefangenen waren. Als der Abstand zwischen den beiden Fahrzeugen noch eine halbe Meile betrug, riß ein dritter Schuß ein zweites Loch in unser Großsegel. Dann verschwanden wir im Nebel. Er legte sich um uns, und verbarg uns mit seinen dichten, feuchten Schleiern.

Der plötzliche Uebergang wirkte erschreckend. Eben noch waren wir in dem klaren Sonnenschein, mit dem blauen Himmel über uns, gesegelt, während die Wogen weit bis zum Horizont rollten und sich brachen, und ein Schiff, Rauch, Feuer und eiserne Geschosse speiend, wie toll auf uns losstürzte. Und auf einmal, nur den Bruchteil einer Sekunde später, war die Sonne ausgelöscht, es gab keinen Himmel mehr, selbst unsere Mastspitzen waren dem Blick entzogen und unser Horizont war so, wie ihn tränenverschleierte Augen sehen mögen. Der graue Nebel trieb wie feiner Sprühregen an uns vorbei. Jedes Wollfäserchen an unseren Kleidern, jedes Härchen auf unserem Kopfe und in unserem Gesicht war mit kristallinen Kügelchen wie mit Juwelen besetzt. Ich

hatte ein Gefühl des Eingesperretseins und Erstickens. Es war unheimlich, geisterhaft. Ich sah Maud Brewster an und fühlte, daß es ihr ähnlich ging. Dann sah ich auf Wolf Larsen, aber auf ihn schien es keinen Eindruck zu machen. Sein ganzes Interesse galt lediglich der Gegenwart und ihren Erfordernissen. Er stand immer noch am Steuerrade, und ich fühlte, daß er die Zeit maß, den Lauf der Minuten nach jeder Bewegung, jedem Uebertreten der „Ghöst“ nach Lee berechnete. „Gehen Sie nach vorn, und halten Sie hart an den Wind, aber ohne Lärm,“ sagte er leise zu mir. „Holen Sie zuerst die Topplegel ein. Stellen Sie an alle Schoote Leute. Aber kein Rasseln von Blöcken und kein lautes Wort. Keinen Lärm, hören Sie, keinen Lärm!“

Als alles bereit war, wurde der Befehl „Hart an den Wind!“ von Mann zu Mann weitergegeben, bis er mich erreichte; und die „Ghöst“ schwang sich wirklich fast geräuschlos um die Baubordhallen herum. Das einzige, was man hörte — einige Seiflinge, die im Winde fatterten, ein paar Böcke, die fnarrten, eine Rolle, die kreischte —, wurde geisterhaft von der schweren Decke, die uns einhüllte, zurückgeworfen. Wir waren kaum mit dem Manöver fertig, als der Nebel sich plötzlich zu verdünnen schien, wir uns wieder im Sonnenschein befanden, und das Meer bis zum Horizont ausgebreitet vor uns lag. Aber der Ozean war leer. Keine zornige „Macedonia“ durchbrach die Fläche oder verdunkelte den Himmel mit ihrem Rauch. Wolf Larsen brakte sofort vierkant und lief am Rande der Nebelbank entlang. Seine Absicht war einleuchtend. Er war in Luv des Dampfers in den Nebel gegangen, und während die „Macedonia“, um ihn zu fangen, blind hineingestoßen war, hatte er jetzt sein Versteck verlassen, um es auf der Leeseite wieder aufzusuchen. Während wir in den Nebel hineintauchten, hätte ich darauf schwören mögen, einen schwarzen Rumpf gesehen zu haben. Ich warf einen raschen Blick auf Wolf Larsen. Er nickte. Auch er hatte es gesehen — die „Macedonia“ hatte sein Manöver erraten, und auf ein Haar hätte sie uns überrumpelt. Es war das Werk eines Augenblicks gewesen, aber kein Zweifel: wir waren ungesehen entwischt.

„Das kann er so nicht weitermachen,“ sagte Wolf Larsen. „Er muß umkehren, schon seiner Boote wegen. Schicken Sie einen Mann ans Rad, Herr van Weyden, halten Sie vorläufig diesen Kurs, und dann können Sie die Wachen verteilen. Wir werden uns diese Nacht nicht viel Ruhe gönnen können.“

„Und nun, Herr van Weyden,“ sagte er zu mir, als er beim Rad abgelöst war, „müssen wir unsere neuen Leute bewillkommen! Geben Sie den Jägern recht viel Whisky, und sorgen Sie dafür, daß auch einige Flaschen nach vorn kommen. Ich möchte wetten, daß morgen alle bis auf den letzten Mann umgestimmt sind, und ebenso gern für Wolf Larsen jagen wie bisher für Tod Larsen.“

„Aber werden sie nicht durchbrennen?“ fragte ich. Er lachte verschmizt. „Nicht, solange unsere alten Jäger ein Wörtchen mitzureden haben. Für jedes Fell, das die neuen Jäger schießen, gebe ich ihnen einen Dollar zur Teilung. Wenigstens die Hälfte ihres Fubels heute morgen ist auf das Konto dieses Versprechens zu schreiben. Oh, wenn es auf sie antommt, wird niemand durchbrennen. Und nun wäre es am besten, wenn Sie nach vorn gingen und Ihren Lazarettendienst verrichteten. Eine stattliche Anzahl Patienten wartet auf Sie.“

Wolf Larsen entschloß sich, die Verteilung des Whisky selbst vorzunehmen, und während ich in der Back mit einem frischen Trupp Verwundeter beschäftigt war, begannen die Flaschen in die Erscheinung zu treten. Ich hatte schon in meinem Leben Whisky trinken sehen, wie man ihn in den Klubs trank: etwas Whisky mit Sodawasser, aber nie, wie diese Männer ihn tranken: aus Konservendosen, aus Krügen und Flaschen in unendlichen

Jügen, deren jeder an sich schon eine Ausschweifung war. Und sie begnügten sich nicht mit einem oder zweien. Sie tranken und tranken, und immer mehr Flaschen wanderten nach vorn. Alle tranken. Die Verwundeten tranken; Dosty-Dosty, der mir half, trank. Nur Louis hielt sich zurück, er befeuchtete sich die Lippen nur ganz vorsichtig, stimmte aber in den allgemeinen Lärm mit ein wie der Schlimmste von ihnen. Es war eine jügellose Schwelgerei. Mit lauter Stimme erörterten sie die Kämpfe des Tages, stritten sich über Einzelheiten oder wurden zärtlich und schlossen Freundschaft mit denen, gegen die sie gekämpft hatten. Gefangene wie Sieger sanken sich in die Arme und schworen sich schlussend mit mächtigen Flüchen gegenseitig ihre Hochachtung und Wertschätzung. Sie weinten über das Elend, das sie durchgemacht hatten, wie über das, was noch kommen mußte unter der eisernen Fuchtel Wolf Larsens. Und jeder verfluchte ihn und erzählte schreckliche Geschichten von seiner Brutalität.

Es war ein seltsamer und schrecklicher Anblick, der kleine, von Kojen eingerahmte Raum, dessen Boden und Wände hüpfen und schwanken, das trübe Licht, in dem die schwingenden Schatten sich ungeheuerlich verlängerten und verkürzten, die rauchgeschwängerte Luft, der Geruch der Körper und des Jodoforms und der Anblick der erregten Menschen — oder Halbmenschen, wie ich sie lieber nennen sollte. Ich beobachtete Dosty-Dosty, der das Ende einer Bandage hielt und auf das Schauspiel blickte. Seine samtlenen, strahlenden Augen glitzerten wie die eines Rehs, und doch wußte ich, daß ein barbarischer Teufel in seiner Brust schlummerte, der alle Sanftheit in seinen Zügen Lügen strafte. Und ich bemerkte das knabenhafte Gesicht Harrisons — sonst ein gutes Gesicht, jetzt aber das eines Teufels, verkrampft von Leidenschaft, als er den neuen Kameraden von dem Hüllenschiff erzählte, auf dem sie sich befanden, und Flüche auf das Haupt Wolf Larsens herabregnen ließen.

Wolf Larsen war es, immer Wolf Larsen, der seine Mitmenschen unterjochte und peinigte. Ich fühle mich plötzlich von mächtiger Kraft beseelt. Etwas in meiner neuentdeckten Liebe machte mich zum Riesen. Ich fürchtete nichts mehr. Ich mußte meinen Willen durchsetzen können trotz meiner fünfunddreißig hinter Büchern verbrachten Jahre. Und so, außer mir, hochgehoben von einem starken Machtgefühl, stieg ich an Deck, wo der Nebel geisterhaft durch die Nacht trieb, und die Luft süß, rein und still war.

Das Abendbrot war bereit und Wolf Larsen und Maud warteten auf mich.

Während Wolf Larsens Mannschaft sich so schnell und gründlich wie möglich betrank, blieb er selbst nüchtern. Nicht ein Tropfen Schnaps kam über seine Lippen. Unter den jetzigen Umständen wagte er es nicht, und er hatte niemand, auf den er sich verlassen konnte, außer Louis und mir, und Louis stand am Rade. Wir segelten weiter durch den Nebel, ohne Ausguck und ohne Lichter. Daß Wolf Larsen den Whisky auf seine Leute losgelassen hatte, wunderte mich, aber er kannte sie und das Geheimnis, in Freundschaft zusammenzukitteln, was mit Blutvergießen begonnen hatte.

Sein Sieg über Tod Larsen schien eine merkwürdige Wirkung auf ihn auszuüben. Am Abend zuvor hatte er sich in einen Razenjammer hineingeredet, und ich hatte einen seiner charakteristischen Ausbrüche erwartet. Aber nichts war geschehen, und jetzt war er in glänzender Stimmung. Vermutlich hatte sein Erfolg beim Kapern so vieler Boote und Jäger der gewöhnlichen Reaktion entgegengewirkt. Jedenfalls war der Razenjammer vorbei und die Teufel der Schwermut hatten sich nicht gezeigt. So dachte ich wenigstens, aber ach, wie wenig kannte ich ihn! Ich wußte nicht, daß er vielleicht gerade in diesem Augenblick über einen Ausbruch brütete, der schrecklicher sein sollte als alle, die ich bisher erlebt hatte.

Wie gesagt, er war scheinbar in glänzender Stimmung, als ich die Kajüte betrat. Er hatte wochenlang keine Kopfschmerzen gehabt, seine Augen waren so klar wie der Himmel, seine dunkle Gesichtsfarbe strahlte vor Gesundheit. Das Leben schwoll in prachtvollem Rhythmus durch seine Adern. Während sie auf mich warteten, hatte er Maud Brewster in eine angeregte Unterhaltung verwickelt. Das Problem, das sie erörterten, war die Verführung, und aus den wenigen Worten, die ich hörte, schloß ich, daß für ihn Verführung war, wenn ein Mensch sich verführen ließ und fiel.

„Denn sehen Sie,“ sagte er gerade, „meiner Ansicht nach handelt der Mensch stets in Uebereinstimmung mit seinen Wünschen. Was er auch immer tut, so tut er es, weil ihn der Wunsch dazu treibt.“

„Aber nehmen Sie an, daß er zwei Wünsche hat, die einander entgegengesetzt sind, so daß ihm das eine nicht erlaubt, das andere zu tun?“ unterbrach Maud ihn.

„Das eben war es gerade, worauf ich hinauswollte,“ sagte er.

„Und zwischen diesen beiden Wünschen offenbart sich die Seele des Menschen,“ fuhr sie fort. „Ist es eine gute Seele, so wird sie das Gute wünschen und vollbringen, und das Gegenteil, wenn es eine schlechte Seele ist. Die Seele ist es, die entscheidet.“

„Schwindel!“ rief er ungeduldig aus. „Es ist der Wunsch, der entscheidet. Ein Mensch zum Beispiel wünscht sich zu betrinken. Gleichzeitig aber will er sich nicht betrinken. Was tut er und wie tut er es? Er ist eine Puppe, der Spielball seiner Wünsche, und von den beiden Wünschen gehorcht er eben dem stärkeren, das ist alles. Seine Seele hat gar nichts damit zu schaffen. „Haha,“ lachte er, „was halten Sie davon, Herr von Wenden?“

„Sie haben alle beide unrecht. Sie, weil Sie den Wunsch, getrennt von der Seele, als das Wichtigste betrachten, Fräulein Brewster, weil für sie die Seele, getrennt von den Wünschen, die Hauptsache ist. In der Tat sind Seele und Wünsche ein und dasselbe.“

Wolf Larsen schien so unterhaltsam zu sein, wie ich ihn noch nie gesehen hatte. Er begann eine Diskussion über die Liebe. Wie gewöhnlich vertrat er die rein materialistische, Maud die idealistische Seite. Ich selbst beteiligte mich außer mit einigen kurzen Bemerkungen und Einwänden nicht an der Unterhaltung.

Er war prächtvoll, aber Maud auch, und eine Zeitlang verlor ich den Faden der Unterhaltung, weil ich ihr Gesicht beim Sprechen studierte. Es war ein Gesicht, das sonst selten Farbe annahm, heute aber war es leicht gerötet und erregt. Ihr Geist entfaltete sich frei, und das Turnier belustigte sie ebensowohl wie Wolf Larsen, der sich mächtig wohl fühlte.

In diesem Augenblick steckte Louis den Kopf in die Kajüte und flüsterte:

„Reife! Der Nebel hat sich gelichtet und gerade jetzt kreuzt die Backbordlaterne eines Dampfers unsern Kurs.“

Wolf Larsen sprang an Deck und zwar so rasch, daß er, als wir ihm nachgekommen waren, schon die Zwischendecksluke über dem trunkenen Lärm geschlossen hatte und jetzt nach vorn eilte, um auch die Backlücke zu schließen. Obwohl der Nebel sich etwas gelichtet hatte, hing er noch über uns und verdunkelte die Sterne, so daß die Nacht ganz schwarz war. Gerade voraus konnte ich ein rotes und ein weißes Licht sehen, und eine Maschine arbeiten hören; zweifellos die „Macedonia“.

Wolf Larsen war zur Ruff zurückgekehrt, und wir standen schweigend zusammen und beobachteten die Lichter, die schnell vor unserem Bug vorbeiglitten.

„Ein Glück, daß er keine Scheinwerfer hat!“ sagte Wolf Larsen.

„Wenn ich nun laut rief?“ fragte ich flüsternd.

„Dann wären wir erledigt,“ antwortete er. „Aber haben Sie auch daran gedacht, was sofort geschehen würde?“

(Fortsetzung folgt.)

Von Köchen, Anglern, Negern und Bauern.

Nachzählt von Paul Mayer.

Der Dramatiker Clairville hatte in einem kleinen Restaurant gespeist. Der Wirt, der ihn nicht kannte, näherte sich ihm mit unterwürfigem Lächeln: „Waren Sie zufrieden?“ „Ja,“ antwortete Clairville leichthin. „War das Pessifak gut?“ „Ausgezeichnet, ich fühle jetzt Pferdekräfte in mir.“

Der Flurhüter: „Lieber Mann, hier darf nicht angeangelt werden.“ Der Angler (der seit zwei Stunden nichts gefangen hatte): „Ich angele ja gar nicht, ich gebe den Fischen nur zu essen!“

„Darf man hier angeln?“ „Nein.“ „Aber, wenn man sich einen Fisch mitnimmt, ist es doch kein Verbrechen.“ „Aber ein Wunder.“

Um seinen schwarzen Diener auf die Probe zu stellen, ließ der neue Gouverneur auf dem Schreibtisch ein 50 Centimes-Stück liegen. Am nächsten Morgen gab der Schwarze es ihm zurück. Der Gouverneur schenkte es ihm, um seine Ehrlichkeit zu belohnen. Einige Tage später vermaß der Gouverneur einen Hundert-Frankenschein. Er suchte ihn, fand ihn aber nicht und fragte deshalb den Schwarzen, ob er ihn gefunden hätte. Der Schwarze bejahte. „Warum hast du ihn mir denn nicht gegeben?“ fragte der Gouverneur. „Weil ich meine Ehrlichkeit belohnen wollte,“ erwiderte der Schwarze.

Ein nicht mehr junger Hirt wurde nach seinem Alter gefragt. „Ich weiß es nicht,“ antwortete er.

„Wie, Sie wissen nicht, wie alt Sie sind?“

„Ich zähle meine Schafe und mein Geld,“ antwortete er, „denn ich fürchte, daß sie mir gestohlen werden können. Aber meine Jahre brauche ich nicht zu zählen, die verliere ich ohnehin nicht.“

Ein Ingenieur fecht einer Bäuerin die Trace der neuen Eisenbahn auseinander. „Die neue Linie wird mitten durch Ihr Haus gehen.“ „Und da bilden Sie sich ein, mein Mann und ich würden jedesmal die Tür aufmachen, wenn ein Zug kommt?“

„Kommen viel Automobilfahrer hier in diese Gegend?“ „Ja, das ganze Hospital liegt voll.“

Aus aller Welt.

Das Jahr 1928. Das Jahr 1928, das an einem Sonntag beginnt, ist ein Schaltjahr; der Monat Februar hat 29 Tage. Es bringt frühe Ostern, nämlich am 8. April. Pfingsten wird demnach am letzten Sonntag im Mai gefeiert. Arbeitstagen fällt auf Donnerstag und Weihnachten auf Dienstag.

Das Sonntagsglaub im Volksglauben. In ein Jahr, das, wie das Jahr 1928, mit einem Sonntag beginnt, feht der Volksglaube ganz besondere Hoffnungen, denn der Sonntag, der Tag des Friedens und der Ruhe, bedeutet als Jahresanfang nur Gutes. — „Wohlstand und Friede herrscht dann auf Erden,“ heißt es in einem sehr alten Spruch, der die Bedeutung des Sonntags als des ersten Tages im Jahre kündet, und „Wein und Honig gerät in Menge“, weshalb man auch mit einer gewissen Fruchtbarkeit rechnen darf. In bezug auf die Jahreswitterung soll das Sonntagsgjahr einen milden Winter, ein sturm- und regenreiches Frühjahr und einen trockenen Sommer bringen. Ob die alte Spruchweisheit auch hier recht behält, wird die Zukunft lehren.

Der Neujahrsgratulant im Holzkorb. Besuchemachen war dem Professorenoniginal der Universität Upsala, Anders Frigell, das Entschickte. Zu Neujahr mußte er doch anstandshalber wenigstens den zwei mit ihm im gleichen Hause wohnenden Damen einen Besuch abstatten. Da kam ihm ein rettender Gedanke: er wartete am Fenster, bis die beiden Hausgenossinnen ausgegangen waren, und lief dann rasch, so wie er gerade ausfiel, bloß in Schlafrock und Pantoffeln, an deren Wohnung und warf seine Karte in den Briefkasten. Aber das Schicksal war ihm auf den Fersen. Die eine Dame hatte anscheinend etwas vergessen und kam wieder die Treppe herauf. Was tun? Kein anderes Versteck als der große Holzkorb vor der Wohnungstür. Gerade aber in diesem hatte die Wohnungsdame ihren Wohnungsschlüssel aufgehoben. Wie mag das „Prosit Neujahr!“ wohl gelungen haben, das sich die beiden zuriefen?!

Neue Dramen bekannter Autoren. Für die zweite Hälfte der Spielzeit 1927/28 steht eine Reihe von interessanten Uraufführungen bevor. Es handelt sich um folgende Stücke: „Die Gasse“, Idyll in vier Akten von Diepenbusch; „Das Weib des Japhia“, Drama in drei Akten von Ernst Lipner; „Der Flug um die Welt“, Märchen von Lola Landaur; „Pietro Aretino“, Schauspiel in drei Akten von Hans J. Rehfisch; „Elise Ademann“, Komödie in drei Akten von Bert Schiff; „Masaniello“, Schauspiel in drei Akten von Heinz Lipmann; „Grand Hotel Nevada“, Schauspiel in drei Akten von Franziska Banger; „Väter und Söhne“, Tragödie von Ivan Gelsbut; „Hermann“, eine Tragödie in drei Teilen von Otto Ernst Besse.

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.